



Sarbjit Athwal

*Wir wollten doch  
nur frei sein*

Wie meine Verwandten  
zu Mördern wurden

Weltbild

Wir wollten doch nur frei sein

### **Über die Autorin:**

Sarbjit Kaur Athwal ist britisch-indischer Abstammung und wächst in England auf. Als ihre Schwiegermutter den Mord an Sarbjits Schwagerin in Auftrag gibt, beginnt Sarbjit, für eine Verurteilung der Schuldigen zu kämpfen. Bis heute erhält sie Todesdrohungen aus der Gemeinde ihrer angeheirateten Familie. Die große Unterstützung, die Sarbjit während der Ermittlungen von DCI Clive Driscoll erhalten hat, hat ihr neue Kraft gegeben und Perspektiven aufgezeigt: Sie arbeitet inzwischen als Hilfspolizistin.

Sarbjit Kaur Athwal

# Wir wollten doch nur frei sein

Wie meine Verwandten zu  
Mördern wurden

Aus dem Englischen von  
Isabell Lorenz

**Weltbild**



Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln  
für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2013 by Sarbjit Kaur Athwal mit Jeff Hudson

Titel der Originalausgabe: »Shamed. The Honour Killing That Shocked Britain –  
by the Sister Who Fought for Justice«

Originalverlag: Virgin Books, an Imprint of Ebury Publishing

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotiv: © shutterstock/Hywit Dimyadi

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5133-4

2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

*www.weltbild.de*

# Inhalt

DCI Clive Driscoll erzählt . . . . .	7
Prolog: Beschlossene Sache . . . . .	II
Teil eins: Ehre. . . . .	13
1. Siegreich. . . . .	15
2. Willkommen in Indien. . . . .	39
3. Dies ist dein zukünftiger Ehemann. . . . .	65
4. Ein Rocky ist er nicht gerade . . . . .	81
5. Ich bin jetzt deine Mum. . . . .	100
6. Glaub das bloß nicht . . . . .	127
7. Eine schlechte Tochter . . . . .	139
8. Du bist außer Rand und Band . . . . .	160
9. Es ist ein Junge. . . . .	175
10. Eine gute Schwester . . . . .	194
11. 0800 555 III . . . . .	212
Teil zwei: Schande . . . . .	231
12. Ich komme nicht zurück . . . . .	233
13. Er ist doch mein einziger Enkel . . . . .	253
14. Ich bringe das in Ordnung . . . . .	267
15. Sag nichts. . . . .	279
16. Doch nicht auch hier . . . . .	296
17. Ich heiße Clive. . . . .	315
18. Bloß nicht einschlafen . . . . .	340

19. Sie wollen mich jetzt ernsthaft festnehmen? . . . .	361
20. Sagt eurem Vater, ich komme zurück . . . . .	390
21. Sind Sie zu einem Urteil gekommen? . . . . .	410
Nachwort: Wenn ich ein Messer hätte . . . . .	430
Danksagung . . . . .	442

## DCI Clive Driscoll erzählt

Im Jahr 1998 verließ eine junge englische Frau ihr Zuhause – und kehrte nie mehr zurück.

Sie hatte nur ein einziges »Verbrechen« begangen: Sie hatte sich geweigert, das Leben zu führen, das ihr einige Verfechter von extremistischen religiösen Überzeugungen auferlegen wollten. Man kann natürlich sagen, dass diese Überzeugungen nur die individuelle Auslegung einer im Grunde friedfertigen Religion sind. Doch für mich bleibt es immer ein persönlicher Affront, wenn die Religion der Sikhs durch das Verhalten einiger weniger ihrer Anhänger befleckt wird. Ich habe Menschen aller Glaubensrichtungen kennengelernt, und die allermeisten von ihnen sind freundlich und führen ein friedliches, ehrbares Leben.

Leider habe ich in meiner Zeit als Police Officer immer wieder mit Betrügern zu tun gehabt, die versuchten, sich hinter einer Religion zu verstecken. Sie haben den Glauben dazu benutzt, ihre Verbrechen zu kaschieren. Bei den Ermittlungen halte ich es für essenziell, dass die Integrität aller Ermittlungsarbeit stets durch die Polizei gewahrt wird und die Suche nach Wahrheit über allen anderen Erwägungen steht.

Eines sollte klar sein: Ehrenmorde und andere religiös motivierte Gewalttaten sind ein Fluch für unsere Gesellschaft. Wenn junge Leute gezwungen oder genötigt werden, einen Lebensweg einzuschlagen, den sie nicht gehen wollen, ist das ein Verstoß gegen ihre Menschenrechte. Ein Mord als



Strafe für die Nichtbefolgung der Glaubensgrundsätze anderer ist immer ein schweres Verbrechen und sollte von allen Polizeibehörden überall auf der Welt verfolgt werden. Und dies muss auch in unseren Zeiten gelten, in denen sich Polizeistreitkräfte mit strikten Sparmaßnahmen konfrontiert sehen. Die Verfolgung von Morden und anderen Kapitalverbrechen muss, ebenso wie der Schutz der Öffentlichkeit, oberste Priorität haben.

Denn eines wissen wir genau: Drohende Aufdeckung und Verurteilung ist im Kampf gegen diese furchtbaren Verbrechen eine wirkungsvolle Abschreckung.

Mein Sohn ist Angehöriger eines Kommandotrups bei den Royal Marines. Er war in jüngster Zeit an einigen Einsätzen beteiligt und musste bereits viele Kameraden verlieren. Die Tapferkeit, die diese jungen Männer und Frauen Tag für Tag unter Beweis stellen, ist eine Inspiration für mich. Sarbjit Kaur Athwal, die Autorin des vorliegenden Buches, bewies mit ihrer Zeugenaussage ebenfalls großen Mut. Dieser erscheint mir im selben Maße tapfer und inspirierend wie der Einsatz der jungen Männer und Frauen, die unserem Land dienen. Und das gilt nicht nur für Sarbjit, sondern auch für all die anderen Zeugen, die Wahrheit und wirkliche Ehre an die oberste Stelle ihrer Werte setzen und vor Gericht gegen Ehrenmorde und verwandte Gewalttaten aussagen. Ihr Mut ist für mich mit dem von Militärangehörigen und dem von Streifenpolizisten, die auf unseren Straßen für Sicherheit sorgen, gleichzusetzen.

Der Druck, unter den Sarbjit im Vorfeld des Prozesses gesetzt wurde, war enorm. Sie wurde bedroht, und ihre Kinder sollten gegen sie aufgebracht werden. Diese Methoden las-

sen sich ohne Weiteres mit den Einschüchterungstaktiken großer Verbrecherorganisationen vergleichen.

Aber sie blieb standhaft und tat ihre Pflicht als Sikh.

Ich hoffe, die Leser dieses Buches glauben mir, wenn ich sage, dass diese Zeugin und noch eine weitere, die aus juristischen Gründen nicht namentlich genannt werden darf, bei meinen Ermittlungen eine ausschlaggebende Rolle spielten.

Mein Dank gilt außerdem Mr. Jagdeesh Singh und Surjits Eltern für die Hilfe, Unterstützung und Ermutigung, die sie mir während meiner Ermittlungen entgegenbrachten.

Ich möchte meinen persönlichen Dank auch allen Beamten aussprechen, die an der »Operation Yewlands« beteiligt waren. Die Polizei hat in diesem Fall einige Aufgaben mit großem Erfolg abgeschlossen, bei anderen hätten wir uns einen höheren Standard gewünscht. Letztendlich führte aber das Engagement dieser Beamten zur Anklageerhebung gegen Bachan Kaur Athwal und Sukhdave Singh Athwal.

Ich betrachte es als ein Privileg, dass ich bei allen von mir untersuchten Mordfällen die Leitung innehaben durfte. Für diese Ehre danke ich der Metropolitan Police.

Mein Dank gilt auch den Herausgebern von *Wir wollten doch nur frei sein*, dass sie mich gebeten haben, dieses Vorwort zu schreiben.

DCI Clive Driscoll, 2013  
(Leiter der Sonderkommission Yewlands)

## Prolog

### Beschlossene Sache

Es schien ein ganz gewöhnliches Familientreffen zu sein. In einem ganz normalen Wohnzimmer, in einem ganz normalen Haus, in einer ganz normalen Straße im Londoner Westen. Aber an dem, was dann kommen sollte, war nichts mehr normal.

Zwei Brüder und eine Schwägerin – ich – warteten. Wir wollten erfahren, weshalb man uns zusammengerufen hatte. Alle Augen ruhten auf der Matriarchin. Sie saß auf dem Sofa, flankiert von ihren beiden Söhnen, die die alte Dame anhimmelten. Mit frommem Blick und respektvoll fürs Gebet gekleidet schaute sie im Zimmer umher, und dann sprach sie.

»Dann ist es also beschlossene Sache«, verkündete die alte Frau. »Wir müssen sie loswerden.«

*Meine Schwägerin wird sterben.*

## TEIL EINS

Ehre

## Siegreich

Es ist ein Fest für die Sinne. Die Luft ist geschwängert von Weihrauch und den Aromen einer geschäftigen Küche. Frauen in hellen Kleidern drängeln mit Männern, die ihre bunten Turbane tragen und deren Bärte bis auf die Brust reichen, um den besten Platz. Gesprächsfetzen wie aus Schnellfeuerwaffen werden gelegentlich von Lachsalven durchbrochen, die zwischen einem Bissen Chapati und einem Schluck eisgekühltem Lassi ertönen. Es ist ein typischer Festtag für die örtliche Sikh-Gemeinde. Und auch wenn Pandschabi die einzige Sprache hier ist, sind doch alle Gäste von weit her, von Amritsar oder Chandigarh, zusammengekommen. Sie befinden sich in Hounslow, im Westen Londons. Und sie haben sich versammelt, um einen neuen Erdenbürger willkommen zu heißen.

Die glückliche, aber erschöpfte junge Frau presst das winzige glucksende Bündel an ihre Brust und lächelt. Wieder einmal. Sie kann nicht anders. Sie braucht nur das kleine Gesichtchen ihres Babys zu sehen oder ein schnelles Luftholen zu hören, und schon ist sie wieder erfüllt von Freude. Sie kann sich nicht vorstellen, jemals wieder unglücklich zu sein.

Ein Dutzend freundlicher Gesichter um sie herum scheint ihr zuzustimmen. Das kleine Wohnzimmer hat noch nie so viele Menschen beherbergt, noch nie hallte so viel Gelächter

von seinen Wänden wider. Alle sind gekommen, um den neuen Erdenbürger anzuschauen, und die meisten würden ihn gern einmal halten.

Die Mutter sieht zu, wie ihr Erstgeborenes mit den großen Augen im Kreis der Bewunderer herumgereicht wird. Die Frauen liebkosen das Kind und machen gurrende Geräusche, während ihre Männer Grimassen schneiden oder den Säugling zu kitzeln versuchen. Die Mutter gehört zu ihren engsten Freunden und Verwandten, doch sie entspannt sich nicht, nimmt nicht die Augen von ihrem kleinen Schatz, bis ihr schließlich das sich windende Bündel zurückgegeben wird.

Als sie das Baby dann weiterreicht, lächelt eine Frau. »Meinen Glückwunsch, Amarjit Kaur«, sagt sie und berührt die sanfte Wange des Babys. »Aber es hätte ein Junge sein sollen.«

\*

Ich kam am 6. November 1969 zur Welt, als erstes Kind von Sewa Singh und Amarjit Kaur Bath aus Hounslow, London. Mädchen in einer indischen Familie zu sein ist nicht der beste Start ins Leben. In den Augen vieler brachte ich damit zum ersten Mal Schande über meine Familie.

Mums Eltern hatten mit der gesamten Familie ihre gewohnte Heimat verlassen, um mit Umweg über Singapur nach England zu ziehen. Im Gegensatz dazu war mein Vater der erste seiner Familie, der das indische Dorf im Pandschab verließ. Als er das tat, war er bereits ein verheirateter Mann. Sewa Singh und Amarjit Kaur waren von ihren Familien

füreinander bestimmt worden und wurden in einer Zeremonie in Indien miteinander verheiratet, ohne einander vorher je gesehen zu haben.

Das Heim der Neuvermählten war ein Haus mit vier Zimmern in Hounslow. Nein, eigentlich war es bloß ein Teil des Hauses: Meine Großeltern wohnten in dem einen Zimmer, Mums Schwester und deren Kinder hatten ein weiteres Zimmer, ihr Bruder, dessen Frau und Kinder bewohnten das dritte. Somit blieb das kleinste Zimmer für Mum und Dad – und einen weiteren Bruder! Als ich dann noch dazukam, zwängten sie irgendwie noch ein Kinderbettchen hinein.

In solch einem überfüllten Haushalt aufzuwachsen war normal für Mum und Dad, und auch ich lernte nichts anderes kennen. Was auch immer das Wort für »Privatsphäre« auf Pandschabi sein mochte, ich würde es für eine ganze Weile nicht brauchen. Außer in den Momenten, in denen ich mal für kleine Mädchen musste, kann ich mich nicht daran erinnern, je von weniger als zwei Menschen umgeben gewesen zu sein.

Dass so viele Verwandte ständig in der Nähe waren, hatte den Vorteil, dass es nie an Leuten fehlte, die mir von den Wundern Indiens erzählten. Vor allem, wenn wir ins Bett gebracht wurden, saß ich mit meinen Cousins und Cousinen da und lauschte fasziniert, wie meine Tante wieder einmal eine schillernde Geschichte vor uns ausbreitete. Am Ende platzten meist unzählige Fragen aus mir heraus:

»Scheint die Sonne wirklich den ganzen Tag?«

»Spazieren die Kühe wirklich über die Straßen, da wo die Autos fahren?«

Es klang nach einem Ort voller Magie.

*Weshalb Mum und Dad wohl stattdessen hier leben wollten?*

Mit ihrer Großfamilie unter einem Dach zu wohnen war nicht die einzige Tradition, die meine Eltern aus Indien mitgebracht hatten. Wäre da nicht das englische Wetter gewesen, hätte keiner geglaubt, dass wir im Schatten des Flughafens von Heathrow lebten und nicht im Pandschab: Pandschabi war die einzige Sprache, die im Haus gesprochen wurde. Es war die einzige Sprache, die meine Großeltern beherrschten, und natürlich auch die einzige Sprache, die mir beigebracht wurde. Als mein Vater einen Job bei British Airways in Heathrow bekam, musste er Englisch in einem irrsinnigen Tempo lernen. Zu Hause wurde allerdings nie Englisch gesprochen. Dass diese Sprache überhaupt existierte, erfuhr ich erst, als ich in die Schule kam.

Manchmal schaute ich aus dem Schlafzimmerfenster, und mir fiel auf, dass die Passanten ganz anders gekleidet waren als ich. Sogar die Mädchen. Im Haus und außerhalb des Hauses trug ich immer die im Pandschab übliche Kleidung – *salwar*, locker sitzende Hosen, und *kameez*, eine Art längeres Hemd. Meine Mutter, meine Tanten und Cousinen hatten davon diverse Varianten in vielen Farben, und ich stellte mir gern die exotischen Farbtöne vor, die ich eines Tages tragen könnte. Vor allem eines war wichtig: Wann immer ich das Haus verließ, war mein Kopf bedeckt mit einer Art Schal, der *chunni* oder *dapatta* genannt wurde. Die Mädchen draußen vor meinem Fenster trugen so etwas zwar nicht, doch trotzdem habe ich mich nie als anders wahrgenommen. Alle in meinem Haus kleideten sich wie ich. Alle,



mit denen ich je sprach, kleideten sich ebenso. Dies war die einzige Welt, die ich kannte.

*Anders bin nicht ich. Anders sind die Mädchen vor meinem Fenster.*

Nicht nur die Frauen in unserer Familie bedeckten ihren Kopf. Mein Vater, mein Großvater und alle Onkel trugen Turban. Zuerst war es in Indien nur Adligen erlaubt, solch auffällige Kopfbedeckungen zu tragen. Doch mein Vater erklärte mir, dass vor etwa dreihundert Jahren ein Mann namens Gobind Singh das geändert hatte. Er hatte verfügt, dass keine Gesellschaftsschicht einer anderen überlegen sein sollte. Allerdings erfuhr ich auch, dass Gobind Singh selber kein gewöhnlicher Mann war. Er war ein »Guru«, der letzte der zehn Oberhäupter der Sikh-Religion.

Wie bei so vielem war ich mir nicht bewusst, dass ich aus einer religiösen Familie kam. So waren wir nun mal.

*Lebte denn nicht jedes Kind so?*

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist der Besuch eines großen gelben Gebäudes ganz bei uns in der Nähe. Mein Vater erklärte mir, es sei der *gurdwara*, der Tempel. Ich wusste nur, dass das Haus aussah wie ein Schloss. Besonders fasziniert war ich von den zwei wunderschönen weißen Kuppeln auf den hohen Säulen zu beiden Seiten des Eingangs. Innen gab es aber weder Könige noch Königinnen. Nur viele Hundert Menschen, die genauso gekleidet waren wie wir. Ich war nicht das einzige Mädchen dort im besten Sonntagsstaat, und im ersten Moment fühlte ich mich von den vielen verschiedenen hellen Farben um mich herum wie überrollt.

Obwohl ich meine schönsten Schuhe trug, musste ich sie

ausziehen. Ich folgte meinen Verwandten und sah Hunderte Schuhpaare neben der Wand aufgereiht. Dann gingen mein Vater, mein Großvater und die Onkel in die eine, meine Mutter und die Frauen meiner Familie in die andere Richtung.

Nie zuvor hatte ich solch einen riesigen Raum gesehen wie die Haupthalle des Tempels. Wenigstens war ich es gewohnt, unter vielen Menschen zu sein, wenn sie auch normalerweise nicht nach Geschlechtern getrennt waren. Überall sah man Menschen: alle schweigend, alle im Schneidersitz auf dem Boden, alle im stillen Gebet. Wie das ging, wusste ich. Ich war noch sehr klein, da hatte meine Großmutter es mir schon beigebracht. Es sei nun an der Zeit für meine Zwiesprache mit Gott. Nicht mit *unserem* Gott oder *meinem* Gott. Die Sikhs glauben, dass es nur eine einzige Gottheit gibt. Andere Religionen mögen Gott unter verschiedenen Namen anbeten, aber wie immer sie ihn auch nennen, es ist ein und derselbe Gott, zu dem wir alle beten.

Wenn mich an diesem Tag schon die Ausmaße des Raums überraschten, erschlug mich fast seine Ausstattung. Ich schaute hinauf zu den riesigen Bildern von Männern mit Turban und weißem Bart, die auf uns herabstarrten, und ich dachte: *Diese Bilder haben wir auch bei uns zu Hause!*

Mit dem vertrauten Bild des Guru Nanak Dev Ji, des Gründers der Sikh-Religion, das meinen Blick erwiderte, konnte ich nicht anders, als mich einfach wohlzufühlen.

*Mir gefällt es hier.*

\*

Meine Familie besuchte verschiedene Tempel. Der in Hounslow lag ganz in der Nähe unseres Zuhauses, aber die beiden anderen in Southall, der eine an der Park Avenue, der andere an der Havelock Road, wurden eher bei besonderen Gelegenheiten aufgesucht. Manchmal gab es von Priestern geleitete Gottesdienste, doch meistens waren wir unseren eigenen Gedanken überlassen. Nach dem Lärm und dem Gerede zu Hause empfand ich es als Erleichterung, wenn ich die Augen schließen und so etwas wie Stille genießen konnte.

Außerhalb des Gebetsraumes allerdings waren unsere Tempelbesuche von Geselligkeit geprägt. Ich weiß noch, wie ich einmal Mums Hand hielt und zu ihr aufschaute, während sie und ihre Freundinnen Neuigkeiten austauschten. Am anderen Ende des Raumes sah ich Dad und seine Freunde, die über einer Mahlzeit aus Chapati und Linsensuppe die Welt verbesserten.

Auf einmal bekam ich selber großen Hunger.

»Kann ich mir auch etwas *langar* holen, Mum?«, fragte ich.

Meine Mutter unterbrach ihr Gespräch und drückte meine Hand. »Na, dann los«, sagte sie. »Aber komm sofort zurück.«

In jedem Tempel auf der Welt gibt es *langar*, Getränke und vegetarisches Essen, und zwar für jeden, der möchte.

»Dazu muss man nicht einmal Sikh sein!«, hatte mir Dad erklärt. »Alle sind willkommen hier.«

Sobald das Gebäude um zwei Uhr morgens öffnet, kommen Freiwillige, und die großen Kochtöpfe, häufig noch warm vom Vorabend, werden aufgesetzt. Die herrlichen Gerüche der Gewürze und Öle gehörten zu den intensivsten

Eindrücken bei meinem ersten Besuch in der *gurdwara* in Hounslow, und so ist es bis heute geblieben.

*Noch etwas, das mich an zu Hause erinnert.*

Und es gab noch weitere Berührungspunkte mit meinem Leben zu Hause. Schon als kleines Kind hatte ich viel über »die Gemeinde« gehört, aber gesehen hatte ich die Mitglieder nie. Ich wusste nicht, wer »sie« waren. Das änderte sich in dem Augenblick, in dem ich meinen Fuß in den Tempel in Hounslow setzte. Hier waren sie nun alle: die Männer, die Frauen, die religiösen Führer und die Freunde. Einige kannte ich schon – sie waren bei uns zu Hause gewesen oder wir bei ihnen –, doch die meisten waren mir fremd. Aber Mum und Dad formulierten es so: »Wir sind Sikhs. Wir sind alle eine große Familie.«

\*

Ich kann gut verstehen, dass jemand, der erst später im Leben zur Sikh-Religion findet, viel Neues aufnehmen muss. Erst Jahre später, als Erwachsene, habe ich begriffen, wie anders manche unserer Regeln wirken müssen. Sogar etwas so Schlichtes wie ein Name hat in dieser Religion sehr viel mehr Gewicht. Wie alles andere wird auch der Name von einem der Gurus selbst vorgeschrieben.

*Nur dass dieser Guru gar kein Mensch ist.*

Als sich die Lebenszeit des zehnten Gurus Gobind Singh ihrem Ende näherte, ernannte er keine Person als Nachfolger, wie es die Tradition seiner Vorgänger gewesen war, sondern einen Gegenstand. Ein Buch. Eine Bibel. *Unsere Heilige Schrift*. Das Wort Gottes.

Wer heute einen Sikh-Tempel oder ein Sikh-Haus betritt,

sieht auf einem Podest unter einem kleinen Baldachin ein Exemplar des »elften Gurus« Granth Sahib, also des Heiligen Buches. Aus seinen eintausendvierhundertdreißig Versen ziehen wir all unser Wissen. Es prägt alles, was wir tun – sogar unsere Namen.

Bei meiner Geburt öffneten meine Eltern, wie auch schon ihre Eltern vor ihnen, ihr Exemplar des Heiligen Buches auf einer beliebigen Seite. Dann nahmen sie im Einklang mit der Tradition den ersten Buchstaben des ersten Wortes auf der Seite, es war eirf »S«, und wählten danach meinen Namen aus. In der Sikh-Kultur gibt es nur wenige Hundert Namen, und alle haben eine religiöse oder moralische Bedeutung. Mein stolzer Vater entschied sich für »Sarbjit«, weil es »siegereich« bedeutet. Für sein erstgeborenes Kind erschien ihm das angemessen. Im Laufe der Jahre sollte ich jedoch die Berechtigung dieser Wahl mehr als einmal infrage stellen.

Dem Uneingeweihten mag ein weiterer Aspekt der Namen der Sikhs ungewöhnlich erscheinen. Ich habe zum Beispiel einen Schwager, der ebenfalls Sarbjit heißt, aber keiner in unserer Gemeinde wundert sich darüber. Weder hat er einen Mädchennamen, noch habe ich einen Jungennamen. Tatsächlich ist kein Name bei den Sikhs geschlechterspezifisch. Theoretisch kann man also den Namen wählen, noch bevor man das Geschlecht des Babys kennt. Auf dem Papier hält man uns auseinander, indem man den mittleren Namen betrachtet. Lautet dieser »Singh«, was »Löwe« bedeutet, ist der Namensträger männlich. Lautet er »Kaur«, also »Prinzessin« oder »Löwin«, ist der Träger des Namens weiblich. Daran muss man sich erst einmal gewöhnen. Doch wie alles in meiner Kindheit stellte ich das nicht infrage. Ich kannte es schließlich nicht anders.

Weil mein Vater Sewa Singh Bath ist, weiß man, dass er ein Mann ist. Nach demselben Prinzip muss Amarjit Kaur also eine Frau sein. Doch wie bei den meisten Sikhs heißen meine wahren Eltern »Ehre« und »Schande«. Egal was ein Sikh auch tut, es ist bestimmt von einer schlichten Frage: Ist das, was ich tue, richtig oder falsch? Oder anders ausgedrückt: Bringe ich Ehre oder Schande über meine Familie? Und wenn es um unseren Glauben geht, besteht eine Familie nicht einfach nur aus zwei oder drei anderen Personen ...

In Großbritannien leben zwar nur etwa vierhunderttausend Sikhs, doch manchmal fühlt es sich so an, als könnten sie alle über dein Leben bestimmen. Meine Eltern mussten nicht einfach nur ihre nächsten Verwandten zufriedenstellen, sondern auch entfernte Onkel und Tanten sowie all ihre Nachbarn. Hinzu kommt außerdem, dass jedes einzelne Mitglied ihres örtlichen Tempels zu allem etwas zu sagen hatte. Das Schlimmste, das einem Sikh zustoßen konnte, war es, die Achtung der Gemeinde zu verlieren – so kam es mir zumindest vor, während ich aufwuchs.

Aber das würde mir nie passieren. Indem ich nicht als Sarbjit *Singh* zur Welt gekommen war, hatte ich einmal Schande über meine Familie gebracht. Ich hatte nicht die Absicht, so etwas noch einmal zu tun.

\*

Eines muss man meinen Eltern zugutehalten: Sie machten sich die wenigsten Sorgen darüber, dass ich ein Mädchen war. Ohne Zweifel hätten sie lieber einen Jungen gehabt, allerdings nur, weil die Gemeinde sie lieber mit einem Jungen

gesehen hätte. Und nur auf eigene Gefahr ignoriert ein Sikh die Gemeinde. Aber auch wenn ich kein Junge war, spielte ich für meine Eltern doch eine wichtige Rolle. Als ich zum Beispiel alt genug war, einen Teller zu tragen, machten sie mir klar, was meine Pflichten waren. Noch vor meinem fünften Geburtstag brachten sie mir bei, den Tisch abzuräumen, das Geschirr zu spülen, die Wäsche zu waschen und zu bügeln.

Von frühester Kindheit an war mir klar, dass ich zu einem Abbild meiner Mutter erzogen wurde. Doch ich hatte eine Aufgabe zu bewältigen, von der sie verschont geblieben war: die Schule.

Meine Mutter ist in Indien nach dem Krieg aufgewachsen. Und zu dieser Zeit war es ihrer Familie nicht wichtig, ihr eine Ausbildung zuteil werden zu lassen. Benachteiligt fühlte sie sich deswegen nicht. Sie war eine Frau. Was hätte ihr eine Ausbildung genutzt? Zwanzig Jahre später schien eine Ausbildung auch für mich bedeutungslos.

Als Fünfjährige hatte ich im Haus schon etliche Pflichten, und meine Familie schickte mich deshalb nur widerstrebend in die Grundschule. Hätte es die allgemeine Schulpflicht nicht gegeben, bezweifle ich sehr, dass meine Eltern mich überhaupt das Klassenzimmer hätten betreten lassen. Es dauerte nicht lange, und ich wünschte, sie hätten sich die Mühe gar nicht erst gemacht.

Mein erster Schultag war mühsam. Aber auch erhellend. Alle waren gleich angezogen – und so gar nicht, wie ich es gewohnt war. Die Mädchen trugen Kniestrümpfe und kurze Röcke, Blusen, Krawatten, Pullover. Alle in denselben Farben, im selben Stil, und alles war sehr, sehr fremd für mich.

Meine Mutter ging mit mir über den überfüllten Schulhof und fand die Stelle, an der meine neuen Klassenkameraden sich versammelt hatten. Meine Lehrerin lächelte mich an und versicherte meiner Mutter, dass ich schon zurechtkommen würde. Wenigstens nahm ich an, dass sie das gemeint hatte.

Ich verstand nämlich kein einziges Wort von dem, was sie da redete!

Ich kann mir nicht vorstellen, wie man ein Kind ohne Kenntnis der Landessprache in die Schule schicken kann. Aber genau das passierte gerade mit mir. Die Lehrerin, die anderen Kinder, die Damen von der Essensausgabe – alle redeten in einer völlig fremden Sprache. Ich hätte genauso gut taub sein können. Wie sollte ich im Unterricht mitkommen, wenn ich nicht einmal ein schlichtes »Guten Tag« verstand?

Kaum wollte meine Mutter mich dort allein lassen, brach ich in Tränen aus. Damit stand ich zwar nicht alleine da, doch die anderen Schüler verstanden wenigstens, was um sie herum vorging.

Tag eins war die Hölle. Tag zwei war die Hölle. Tag drei war die Hölle. Ich verabscheute jede einzelne Minute jedes einzelnen Tages. Erst als ich dank einiger Intensivstunden in der Schule ein wenig die Sprache lernte, fühlte ich mich allmählich etwas wohler. Doch in der Schuluniform würde ich mich nie wohlfühlen. Davon war ich überzeugt. Irgendwie fühlte ich mich zur Schau gestellt und gleichzeitig eingeeengt. Ich war eindeutig die Tochter meiner Eltern, und kaum kam ich nach Hause, schickte man mich zum Umziehen in mein Zimmer. Nicht damit



meine schneeweißen Blusen geschont wurden, sondern damit auch die kleinste Spur westlicher Dekadenz getilgt wurde. Hätte ich mich vor Betreten des Hauses umziehen können, hätten meine Eltern mich sicher nicht daran gehindert.

Nach den fürchterlichen Stunden in der Schule war ich tatsächlich froh, wieder zurück zu meinen Pflichten in der Küche zu dürfen.

*Die verstand ich wenigstens ...*

\*

Ich weiß nicht, wie gut ich im Unterricht hätte sein können, wenn ich bei Schuleintritt die Sprache beherrscht hätte. Aber gegen Ende meines ersten Schuljahres war nicht mehr die Sprache mein Problem. Kleine Kinder sind sehr gesellige Wesen, und selbst ich, so schüchtern und unbeholfen ich auch war, mischte mich von Zeit zu Zeit unter meine Mitschüler und lachte mit ihnen. Es ergaben sich zwar keine festen Freundschaften, doch ausgeschlossen wurde ich auch nicht.

Eines Tages nach der Schule gab mir ein Mädchen aus meiner Klasse zu meiner Freude einen Umschlag. Ich sah, dass etwa ein Dutzend weiterer Mitschüler einen bekommen hatten. Aufgeregt rissen wir die Umschläge auf. Die anderen jauchzten und quietschten vor Vergnügen, und das Mädchen, das mir den Umschlag gegeben hatte, stand im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, als wir unsere Mäntel anzogen und das Schulgebäude verließen.

Langsam entzifferte ich die Worte:

*Liebe Sarbjit,  
du bist zu Claires Geburtstagsparty eingeladen. Komm zu uns  
am ...*

Es war die Einladung zu einer Party. Jetzt war ich auch ganz aufgeregt.

Ich konnte es kaum erwarten, meiner Mutter die Karte zu zeigen. Doch noch ehe ich es ihr übersetzt hatte, schüttelte sie den Kopf.

»Mum, es ist eine Einladung«, sagte ich. »Zu einer Party! Darf ich hin? Bitte?«

»Nein«, erklärte sie schließlich. »Das wird nicht gehen.«

»Wieso denn nicht?«

»Weil da auch Jungen sein werden.«

Jungen? Für Jungen hatte ich gar keine Zeit. Also wieso sollte das ein Problem sein?

»Aber Mum«, bettelte ich, »alle gehen hin.«

»Wir sind nicht alle«, erwiderte sie. »Und das ist endgültig. Also Schluss jetzt.«

Ich war verzweifelt, und das sollte ich wieder und immer wieder sein, bis die anderen schließlich aufhörten, mich überhaupt einzuladen. Meine Mitschülerinnen voller Vorfreude über eine kommende Party am Freitag reden zu hören und dann mitzubekommen, wie sie in der darauffolgenden Woche von den Höhepunkten des Nachmittags schwärmten, war für mich eine regelrechte Qual. Es gab Tage, an denen ich verfluchte, dass ich schon so viel verstand. Ich durfte nicht einmal für ein oder zwei Stunden nach der Schule bei meinen Freundinnen zu Hause spielen. Und ich durfte auch niemanden zu uns einladen, was ich ir-

gendwie merkwürdig fand. Schließlich hatte man mich gelehrt, dass die Sikh-Religion für alle offen war und jeden willkommen hieß, ganz gleich welchem Glauben er angehörte.

*Der gurdwara, ein Zufluchtsort für alle. Tja, so viel dazu.*

Bis dahin hatte ich nie das Gefühl gehabt, dass ich etwas versäumte. Englisch Fernsehen kannte ich noch nicht, also fehlte es mir nicht. Richtiges Spielzeug hatte ich nie gehabt, kannte auch niemanden, der welches besaß. Wieder fehlte es mir also nicht. Aber nun sah ich Tag für Tag die Alternative zu meinem Leben, und je mehr ich davon sah, desto mehr sehnte ich mich danach. Auch Mum bekam das mit und beschloss, ein Machtwort zu sprechen. Mit aller Entschiedenheit.

»Dass du dich anziehst wie die anderen Mädchen, heißt noch lange nicht, dass du auch so sein musst wie sie«, erklärte sie.

\*

Als ich sechs war, zogen wir endlich aus dem Haus meiner Großeltern aus. Dads harte Arbeit für British Airways hatte sich gelohnt, und so hatte er sich die Anzahlung für ein eigenes Haus zusammengespart. Und das kam gerade zur rechten Zeit.

Ich war noch zu jung, um mich richtig an die Zeit zu erinnern, als meine Schwester im Jahr 1972 zur Welt kam, doch als Mum 1974 wieder schwanger wurde, war ich mir des Urteils all der Besucher im Haus – und damit auch dem der gesamten Gemeinde – deutlich bewusst: Zwei Mädchen